



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 7. Februar 1909

(Der Besuch des Königs Eduard in Berlin und seine voraussichtliche Bedeutung für die englisch-deutschen Beziehungen. Parlamentarische Arbeiten. Adolf Stein über Kaiser Wilhelm den Zweiten.)

Der Besuch König Eduards in Berlin steht unmittelbar bevor. Wenn diese Zeilen in die Hand der Leser kommen, wird der König schon wieder an die Heimkehr denken. Es sind schon viele Betrachtungen an dieses Ereignis geknüpft worden, sodaß es kaum möglich ist, dem aufmerksamen Beobachter des täglichen Geschehens darüber noch etwas neues zu sagen. Nur das muß, wenn einmal davon die Rede ist, auch hier festgestellt werden, daß dieser Besuch in ganz Deutschland mit Genugtuung aufgenommen wird. Denn es gibt bei uns wohl nur wenige, ganz vereinzelt Kreise, die nicht den Wunsch hegen, daß sich die Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien friedlich und freundlich gestalten mögen. Wenn es Zeiten gegeben hat, in denen die Gefühle des deutschen Volks für die verwandte Nation jenseits des Kanals weniger freundlich zu sein schienen, so ist das nach unsrer deutschen Auffassung immer der Ausdruck einer Enttäuschung gewesen, daß unser Bestreben, unsre berechtigten Interessen durchaus auf friedlichem Wege und unter loyaler Achtung fremder Rechte zu verfolgen, drüben nur Mißtrauen und Neid erweckt hat. Selbstverständlich widersteht es der berechtigten Selbstachtung eines großen Volks, einem andern Freundlichkeiten zu erweisen, wenn diese den Charakter eines unerwiderten Liebeswerbens annehmen müssen, und ebensowenig ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn leidenschaftliche Gemüter bei dieser Zurückhaltung nicht stehn bleiben und nach dem Grundsatz, daß die beste Parade der Hieb ist, und daß man auf einen Schelmen anderthalbe setzen soll, auch ihrerseits den gehässigen Angriffen eines großen Teils der englischen Presse nichts schuldig bleiben wollen. Aber der von Zeit zu Zeit auch bei uns aufflammende Zorn über die englische Politik und der nebenhergehende, nie ganz einschlafende Ärger über den erwähnten Teil der englischen Presse ändert doch nichts an der grundlegenden Wahrheit, daß wir keine Feindseligkeiten gegen England hegen und uns freuen, wenn wir irgendein Zeugnis dafür erhalten, daß auch in England der Wert eines friedlichen und freundlichen Verhältnisses zwischen den beiden Nationen voll erkannt wird. Der offizielle Staatsbesuch des Königs von Großbritannien in der Hauptstadt des Deutschen Reichs ist ein besonders bedeutungsvolles Zeugnis dieser Art und wird von uns als solches gewürdigt, wenn wir auch keineswegs glauben, daß nun mit einem Schlage alle Kräfte, die einem guten Verhältnis zwischen Deutschland und England entgegenarbeiten, außer Tätigkeit gesetzt werden.

Wir haben uns ja in diesen Betrachtungen mehrfach darüber ausgesprochen und glauben daher als bekannt voraussetzen zu dürfen, daß wir Ursachen und Gewicht der in England gegen Deutschland gehegten Vorurteile etwas anders beurteilen als die volkstümliche Meinung bei uns. Wir haben immer darauf hingewiesen, daß für die englische Weltpolitik die Frage, wie Großbritannien zu Deutschland steht, nicht die erste Stelle einnimmt. Selbst wenn wir für unsre überseeischen Interessen den weitesten Umfang annehmen, werden wir niemals daraus einen Grund konstruieren können, die englische Weltstellung zu bedrohen. Wohl aber kann dies von andern Mächten geschehen. Früher, als sich die Interessen der sogenannten „hohen“ Politik auf Europa beschränkten, konnte England diese Bedrohung dadurch von sich abwenden, daß es sich für seine Herrschaft auf den Weltmeeren die Hände frei hielt und in Europa die überlieferten politischen Interessengegensätze der Mächte und ihre gegenseitige Eifersucht nicht einschlafen ließ.

Als die weltwirtschaftlichen Beziehungen immer größern Einfluß auf die politischen Verhältnisse gewannen und die Interessen der europäischen Mächte über Europa hinauswuchsen, als dann die Vereinigten Staaten von Amerika anfangen, Weltpolitik zu treiben und Japan sich zur Großmacht emporzuschwang, wurde die alte englische Politik einfach unmöglich. Der leitende Gedanke für die neue europäische Politik Englands mußte — um Ägyptens und des Weges nach Indien willen — eine beherrschende Stellung im Mittelmeer werden; für die neue asiatische Politik konnte — nach der Umgestaltung der Machtverhältnisse im Stillen Ozean — das alte Dogma von der natürlichen Gegnerschaft und Nebenbuhlerschaft Rußlands und Englands nicht mehr maßgebend sein. Bergegenwärtigt man sich diese beiden Grundgedanken, so bedeutet das einmal die möglichst weitgehende Annäherung an Frankreich und demnächst auch an Spanien sowie die Beeinflussung Italiens, mehr auf seine Mittelmeerstellung als auf die Anlehnung an die kontinentalen Militärmächte bedacht zu sein; weiter aber die Verständigung mit Rußland und die Wiedergewinnung des frühern Einflusses im nahen Orient. Diese einfachen Erwägungen geben den Schlüssel zur auswärtigen Politik Englands, ohne daß die Frage der deutsch-englischen Beziehungen auch nur aufgeworfen zu werden braucht. Daraus folgt aber für uns, daß die tatsächliche Gruppierung der Mächte in absehbarer Zeit schwerlich geändert werden wird, auch wenn sowohl in Berlin als auch in London der Wunsch nach gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen noch viel lebhafter werden sollte. Und solange diese Gruppierung fort dauert, wird auch der Keim des Mißtrauens und der Spannungen niemals ganz ausgerottet sein.

Demn ganz von selbst enthalten diese Verhältnisse eine Spitze gegen Deutschland. Das liegt ja zu einem Teil in der Einbildung, wenn man es so nennen will, oder — genauer ausgedrückt — in den Eindrücken, die durch den Abschluß von Bündnissen oder Verständigungen oder auch durch den Austausch augenfälliger Freundschaftsbezeugungen zwischen England und den Staaten um Deutschland herum, nur nicht Deutschland selber, notwendig erzeugt werden mußten. Man kann nicht von einem großen Volke verlangen, daß es sich in seiner Gesamtheit in den Gedankengang und in die Bedürfnisse fremder Politik versetzt. Es urteilt nach dem, was es sieht, und was das deutsche Volk hier sah, das ließ nicht gerade freundliche Absichten Englands gegen Deutschland vermuten. Und die englische Politik mußte sich bewusst sein, daß dieser Eindruck in Deutschland unvermeidlich war; sie hatte es in der Hand, irgendeinen Schritt zu tun, der in Deutschland beruhigend wirken konnte, ohne daß sie ihren Weg zu verlassen brauchte. Ein solcher Schritt aber unterblieb, und damit gewann die Lage auch in den Augen ruhiger Beobachter einen ernstern Anstrich. Dazu kam ein weiterer Grund, der der englischen Politik eine gewisse Spitze gegen Deutschland gab. England konnte nicht erwarten, daß ihm Frankreich und Rußland in die Arme sinken würden auf die bloße Versicherung hin, daß England dieses Einverständnis zur Aufrechterhaltung seiner Weltstellung nötig habe. Sollte der Zweck erreicht werden, so mußte ein andrer Grund vorgeschoben werden, der den andern Mächten das Zusammengeh'n mit England als wünschenswert erscheinen lassen mußte. Es bedarf keiner besondern Erläuterung, daß dieser Grund gegeben war durch die französische und russische Politik beherrschende Vorstellung von dem bedrohlichen und deshalb in Schach zu haltenden militärischen Übergewicht der beiden europäischen Zentralmächte, Deutschland und Osterreich-Ungarn. Nur auf diesem Wege war Frankreich und mittelbar auch Rußland für die Interessen der englischen Politik zu gewinnen, und indem England das Schwergewicht des französisch-russischen Zweibundes gegenüber dem Dreibund verstärkte und dadurch zugleich die Möglichkeit eines stärkern Drucks im Mittelmeer herstellte, lockerte es die Beziehungen Italiens zum Dreibund in dem Sinne, daß sich Italien zwar nicht

vom Dreibund los sagte — in diese Falle geht es natürlich nicht —, aber doch mehr der Vorstellung Raum gab, daß es zwischen den beiden Bündnisgruppen das Zünglein an der Waage werden könne. Auch diese Stellung Italiens erscheint nach außen hin als ein reiner Vorteil der englischen Politik und als ein Nachteil des Deutschen Reiches. Endlich erhielt England durch diese Politik wieder freie Hand im nahen Orient, und es erschien auch hier als der Gegenspieler Deutschlands. So ist das zustande gekommen, was man bei uns die Politik der „Einkreisung“ Deutschlands genannt hat. Diese Politik war ursprünglich nicht so gedacht, sie mußte aber so wirken und empfunden werden. Das um so mehr, als die englische Regierung zur Begründung ihrer auswärtigen Politik auch die innern Verhältnisse und die öffentliche Meinung berücksichtigen muß. Auch diese Rücksichten, auf deren Charakteristik wir hier nicht im einzelnen eingehn können, wirkten in der gleichen Richtung, daß die britischen Staatsmänner den Anschein einer deutschfeindlichen Politik nicht zu scheuen brauchten, im Gegenteil darin ein Hilfsmittel für gewisse innerpolitische Zwecke und eine Steigerung ihrer Volkstümmlichkeit erblicken mußten. Aber aus diesem allerdings weite Kreise des englischen Volkes beherrschenden und durch die Presse künstlich aufgestachelten Mißtrauen gegen Deutschland und die Deutschen auf kriegerische, direkt feindselige Absichten der Mehrheit des englischen Volkes schließen zu wollen, halten wir gleichwohl für falsch.

Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß die leitenden Staatsmänner des britischen Reichs unter solchen Umständen doch wohl einen andern, für den Weltfrieden weniger gefährlichen Weg zu ihrem Ziele hätten finden können. Nun, einen andern Weg gab es allerdings, und er ist tatsächlich zu betreten versucht worden. Joseph Chamberlain wünschte im Jahre 1899 die britische Machtstellung nicht durch ein Einverständnis mit Frankreich, sondern durch ein Bündnis mit Deutschland und womöglich mit Amerika zu sichern. Als sich damals dieser Plan zerstückte, kam Chamberlain nach der Thronbesteigung König Eduards noch einmal darauf zurück. Im Berliner Tageblatt wird jetzt erzählt, der Vorschlag sei an einer Nebensächlichkeit gescheitert, und das wird lebhaft bedauert und als ein Fehler der deutschen Politik bezeichnet. Man kann darüber verschiedner Meinung sein. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß der Zweck Englands bei diesen Vorschlägen nicht war, irgendeinen beliebigen Bundesgenossen zu finden, der die schöne Dame Britannia aus ihrer splendid isolation befreite, sondern daß der leitende Gedanke schon damals derselbe war wie jetzt; es handelte sich in erster Linie darum, unbequeme Einflüsse im Mittelmeer auszuschalten. Ob man dies dadurch erreichte, daß man Frankreich als Freund an seine Seite lockte, oder dadurch, daß die größte Landmacht und die größte Seemacht, als Bundesgenossen vereint, Frankreich in nicht mißzuverstehender Weise umklammert hielten, das kam auf dasselbe hinaus. Dem ehrgeizigen, nach Taten drängenden Chamberlain mußte diese zweite Möglichkeit wohl näherliegen, da sie ein umfassenderes, stolzeres Programm in sich schloß und der Volksstimmung besser entsprach, die damals gegen Frankreich viel mehr als gegen Deutschland erbittert war. Aber wir durften uns durch diesen Vorschlag nicht blenden lassen. Die Zwecke, die dadurch erreicht werden konnten, lagen nur in englischem, nicht in unserm Interesse. Wenn die Triple-Entente zwischen England, Frankreich und Rußland heute als eine Kriegsdrohung erscheint, so wissen wir zugleich, daß diese Mächte uns in ihrem eignen Interesse niemals angreifen werden, solange wir ruhig und fest bleiben und unser gutes Schwert scharf geschliffen erhalten. England erreicht das, was es dabei braucht und will, viel besser durch die bloße Existenz seiner Bündnisse und Freundschaften als durch die Erprobung dieser Freundschaft in kriegerischen Abenteuern gegen Deutschland. Im Bunde mit Deutschland dagegen würde England wahrscheinlich längst der Versuchung erlegen sein, zur Wahrung seiner Interessen einen kriegerischen Konflikt

herbeizuführen. Von unserm Standpunkt aus gesehen, würde das bedeuten, daß wir einen Krieg für englische Interessen zu führen gehabt hätten. Dieser Politik müssen wir allerdings das sogenannte „Eingekreistwerden“ vorziehen, es sei denn, daß die einkreisenden Mächte eine wirkliche geschlossene Interessengemeinschaft mit dem Ziele, Deutschland gemeinsam anzugreifen, darstellen, wovon vorläufig gar nicht die Rede sein kann.

Wenn wir also die Grundlagen der englisch-deutschen Beziehungen ohne Illusionen und Schönfärberei, aber auch ohne Schwarzseheret betrachten, so ergibt sich, daß wir schwerlich eine Änderung in der Gruppierung der Mächte und in der allgemeinen Richtung ihrer Politik erwarten dürfen, daß aber das gegenseitige Mißtrauen, das daraus zwischen Deutschland und England erwachsen ist, keine notwendige Beigabe dieser Politik ist, sondern sehr wohl in Zukunft dem guten Willen und dem nüchternen, sachlichen Verständnis der Bedürfnisse und Interessen beider Völker Platz machen kann. Nur bedarf es einstweilen für dieses gegenseitige Verstehen noch von Zeit zu Zeit eines kräftigen Anstoßes und eines äußern Anlasses, der die gewohnheitsmäßigen Hecker eine Zeit lang in den Hintergrund schiebt. So haben wir auch jetzt alle Ursache, uns des Besuchs König Eduards herzlich zu freuen, und hoffentlich werden die Wirkungen nicht so schnell vorübergehen.

Dabei können wir nicht umhin, auch darauf hinzuweisen, daß bei uns weite Kreise in dem Irrtum befangen gewesen sind, alles, was uns an der englischen Politik der letzten Jahre unerfreulich gewesen ist, sei das persönliche Werk des Königs und entspringe den Gefühlen, die er gegen Deutschland hege. Wie aus unsern Betrachtungen hervorgeht, entspricht das nicht der Wahrheit. König Eduard hat keine persönliche Gefühlspolitik getrieben, sondern er hat mit großer Klugheit und Unermüdlichkeit seine persönlichen Fähigkeiten und Beziehungen in den Dienst der von den verantwortlichen britischen Staatsmännern betriebenen Politik gestellt. Es ist doch einfach selbstverständlich, daß ein König die Politik seines Landes treibt, und wenn er das mit soviel Staatsklugheit, Hingebung und Verständnis für die Eigenart und die Wünsche seines Volkes tut wie König Eduard, so entspricht es unsrer nationalen Würde am besten, wenn wir das freimütig anerkennen, auch wo es uns unbequem ist. Wer gerecht zu urteilen vermag, kann der Art, wie der König, ohne die von der Verfassung gezogenen Grenzen zu überschreiten, sein hohes Amt mit einer Bedeutung erfüllt hat wie keiner seiner Vorgänger seit zweihundert Jahren, aufrichtige Bewunderung nicht versagen.

In diesen Tagen ist auf dem Gebiete der innern Politik nicht viel von besonderen Ergebnissen zu verzeichnen. Einen bemerkenswerten Erfolg hat allerdings die preußische Regierung im Abgeordnetenhaus gehabt, da die Besoldungsvorlagen glücklich alle drei Lesungen passiert haben und zuletzt sogar einstimmig angenommen worden sind. Das will sagen, daß sogar die Sozialdemokraten dafür gestimmt haben, weil sie sich doch nicht vorhalten lassen wollen, daß sie gegen ein Gesetz gestimmt haben, das unter anderm die Lage der Unterbeamten wesentlich verbessert. Ganz stillgerecht ist ja diese Zustimmung nicht; sie streift bedenklich an die vom Parteitag verdamnte Budgetbewilligung der Süddeutschen, aber die gestrenge Parteileitung wird wohl hier ein Auge zudrücken. Die glückliche Vollendung des Werks der neuen Besoldungsordnung für Beamte, Lehrer und Geistliche wird wahrscheinlich auch auf das Herrenhaus nicht ohne Eindruck bleiben, und so darf man annehmen, daß die schwierige Arbeit ohne weitere Hindernisse bald gänzlich vollendet werden wird.

Im Reichstage herrscht jetzt in den Kommissionen eine außergewöhnliche Emsigkeit, während sich das Plenum der zweiten Beratung des Stats in der üblichen Weiltäufigkeit zugewandt hat. Das wichtigste ist jetzt freilich die Arbeit hinter den Kulissen, um eine Verständigung der Parteien über die Gestaltung der

Reichsfinanzreform herbeizuführen. Man darf wohl die Zuversicht hegen, daß die nationalen Parteien diese Arbeit zu einem guten Ende führen werden.

Als ein politisches Ereignis dieser Tage darf man auch das Erscheinen der Schrift von Adolf Stein über Kaiser Wilhelm den Zweiten ansehen. Nicht als ob die Schrift selbst das Aussehen verdiente, das sie bei ihrer Ankündigung in den Zeitungen und bei ihrem Erscheinen erregte. Wir halten uns nicht berechtigt, dem Verfasser die Redlichkeit seiner Überzeugung und seiner Absichten abzusprechen. Aber es kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er die Tatsachen nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit behandelte, Wahres und Falsches durcheinandermischte, trotzdem aber das Ganze in reklamehafter Weise als sensationelle Enthüllungen der Öffentlichkeit anpries. Aber das bemerkenswerteste ist, daß die aufdringliche Absicht, den Kaiser mit diesem Sensationsmachwerk zu verteidigen, von fast allen Seiten entschieden abgelehnt wurde. Und das nicht etwa, weil man nichts zugunsten des Kaisers hören wollte, sondern weil alle Kreise jetzt von dem Gefühl beherrscht werden, daß es keiner Verteidigung mehr bedarf. Die bekannten Novemberereignisse haben wirklich wie ein lustreinigendes Gewitter gewirkt. In diese gereinigte Atmosphäre paßt weder das mißmutige Mörgeln der frühern Zeit gegen den Kaiser noch eine sensationell gefärbte Verteidigung, die mit denselben Mitteln des Klatsches und Tratsches für den Kaiser unternommen wird, hinein. Man will das alles aus dem Wege haben und das gesunde Verständnis zwischen Kaiser und Volk ruhig wachsen und gedeihen lassen. Es ist der gesunde Takt eines gesunden, monarchisch empfindenden Volks, der sich gegen Aufdringlichkeiten wehrt, und insofern das deutlich festgestellt werden konnte, ist die Schrift von Adolf Stein wirklich, wie vorhin bemerkt wurde, ein politisches Ereignis geworden.

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. Der Krieg in Südwestafrika ist offiziell zu Ende, sogar schon seit fast eineinhalb Jahren. Für den größten Teil des Landes trifft dies auch zu. Man ist mitten in den Werken des Friedens, und ein neuer Ansiedler nach dem andern kommt an, um sich drüben eine neue Heimat zu gründen und die Schrecken des Krieges vergessen zu machen. Im äußersten Süden der Kolonie aber gärt es immer noch, und erst vor wenig Wochen sind den Hottentottenbanden Simon Coppers eine Reihe von Farmern und Soldaten zum Opfer gefallen. Zwar soll mit Hilfe der englischen Grenzpolizei diesen letzten Banden zum großen Teil der Garauß gemacht werden. Aber wer weiß, ob es wirklich die letzten waren, ob sich nicht neue Banden unzufriedner Eingeborner zusammenfinden werden? Jedenfalls befindet sich die Truppe in jenem Grenzgebiet nach wie vor am Feinde, und es will mir scheinen, als ob jener Friede nur ein Kompromiß war, als ob wir keine Sicherheit für den Frieden in jenem Gebiet haben werden, bis die dort sitzenden Hottentottenstämme zerstreut und nach entferntern Gegenden versetzt sind, oder bis der letzte Hottentott verschwunden ist. Dieser Gedanke ist in dem Buche des Hauptmanns M. Bayer*) zwar nicht ausgesprochen, aber man gewinnt aus ihm unwillkürlich diesen Eindruck, wenn man sich durch seine lebensvollen Schilderungen mitten in den erbitterten Kampf mit dem unversöhnlichen Feinde hineinversetzt sieht. Und in der Tat ist dies auch die Anschauung vieler Landeskenner.

Doch dies nur nebenbei, gewissermaßen als aktuelle Beziehung zu den bereits der Geschichte angehörenden Ereignissen, deren Darstellung das Buch gewidmet ist.

*) Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika von Hauptmann M. Bayer, während des südwestafrikanischen Krieges im Generalstabe der Schutztruppe. Mit hundert Abbildungen und Skizzen. Berlin, Marine- und Kolonialverlag Wilhelm Weicher, 1909; Preis gebunden 5 Mark.

Hauptmann Bayer hat den ganzen Krieg mitgemacht. Er hat gegen die Herero wie gegen die Hottentotten gekämpft. Es will mir scheinen, als ob es zu bescheiden wäre, wenn er im Vorwort sagt, daß seine Erlebnisse im Kriege nur bescheiden gewesen seien. Aus dem folgenden gewinnt man den gegenteiligen Eindruck. Wenn er auch dem Hauptquartier angehörte und seine Aufgabe an sich nicht war, stets in der Front zu stehen, so will das in Südwestafrika nicht viel besagen. In einem europäischen Kriege großen Stils freilich wird sich das Hauptquartier nicht gerade da aufhalten, wo die meisten blauen Bohnen fliegen, aber in dem Kleinkrieg Afrikas gibts keinen Unterschied, da lag gelegentlich sogar der Generalkommando mit dem Gewehr in der Hand in der Schützenlinie. Und so geht auch aus den vorliegenden Bayerischen Schilderungen deutlich hervor, daß das Hauptquartier vor der übrigen Truppe sicherlich nichts voraus, sondern sein vollgerüstet Maß an Gefahren und Anstrengungen zu tragen hatte.

Der Verlauf des Krieges ist in großen Grundzügen bekannt, er ist auch im Generalkommando altemäßig festgelegt. Dichtersich sind die Taten unsrer Krieger in Gustav Frenssens „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ verherrlicht. Was aber dem Bayerischen Buch einen hohen Reiz verleiht, ist, daß der Verfasser den Krieg nicht nur in der militärisch-exakten Form des Generalkommandos schildert, sondern daß er auch mit den Augen des Dichters gesehen hat. Seine Erzählungsweise zeugt von seiner Beobachtungsgabe, gepaart mit gemütvolem Humor.

Der aufmerksame Leser findet allerlei darin, was zum Nachdenken anregt, treffende Urteile, philosophische Brosamen, amüsante Anekdoten. Da erzählt Bayer zum Beispiel, wie die Soldaten die ersten richtigen Feldherrenweiber, „die fast nur mit dem Klima bekleidet waren“, zu sehen bekamen: „Den ersten Tag kamen unsre Leute, die lange kein weibliches Wesen mehr gesehen, nicht aus dem Staunen heraus; schon am zweiten Tage sah keiner mehr hin. Nacktheit, die unbewußt zur Schau getragen wird, ist ohne Reiz und wirkt keusch in ihrer Art. Wir brachten die Gefangnen in einem Dornkraal unter; eine Schmutzschicht und ein scharfer ranziger Fettgeruch waren ständige Tugendwächter.“ Denen, die sich über die Bilder nackter Eingebornen aus den Kolonien, wie sie unsre Zeitschriften wohl oder übel bringen müssen, sittlich entrüsten zu müssen glauben, zur Beachtung!

Bergnüglich sind die Erzählungen über die Tatarennachrichten in der Kapstädter Presse und ihre Lösung. Da wurde einmal berichtet, daß eine deutsche Signalstation von Hottentotten überfallen und niedergemetzelt worden sei. Das Ergebnis der eingezogenen Erkundigungen war: Paviane hatten einen Berggipfel erklettert, dort Instrumente der Signalstation gefunden und nach Affenart sich damit vergnügt, die Gestelle in Kleinholz zu verwandeln. Die wasserholenden Signalfisten fanden bei ihrer Rückkehr einen Trümmerhaufen vor. Nur der Signalspiegel soll gefehlt haben. „Den hat sicher das Weibchen mitgenommen“, meinten die ungalanten Schutztruppler.

Inmitten der Schrecken des Krieges fehlte es unsern Soldaten nicht an echtem Soldatenhumor, und der Stoff zum Lachen stellte sich manchmal auch zur rechten Zeit ein. „Einmal — erzählt Bayer — war ich gerade mit Schreiben beschäftigt, da hörte ich in der Nordostecke des Lagers, wo der Proviant des neu eingetroffenen Transports ausgeladen wurde, ein brüllendes Gelächter, das immer wieder einsetzte. Ich warf die Feder hin und lief hinüber, um zu erfahren, was los ist. Schon von fern sah ich um einen Wagen einen großen Haufen unsrer Reiter herumstehn, die vor Vergnügen ganz aus dem Häuschen waren. Auf einer Kiste stand ein Leutnant, sah über die andern hinweg und krümmte sich vor Lachen, während ihm die dicken Tränen die Backen herunterliefen. Ich drängte mich in den Kreis und fand auf dem Boden die seltsamsten Gegenstände: Röcke, Unterröcke, Blusen, intimere weibliche Wäschestücke, mit und ohne Spitzenbesatz, Hemden und Strümpfe beiderlei Geschlechts.

eine verschößne Livre, mehrere Filzhüte, eine Pumphose usw., jedes Stück, das erschien, wurde von dem umstehenden Publikum mit neuen lusterschütternden Ausbrüchen unbändigster Heiterkeit begrüßt. Ich untersuchte die Säcke: es waren Liebesgaben — für die Abgebrannten von Alesund!“ ...

Mit lebendiger Anschaulichkeit versteht Bayer die Kampf- und Marsch- und Lagerzenen zu schildern. Seine warmherzige und schlichte Darstellung der unmenschlichen Strapazen und Entbehrungen, die unsre Krieger durchzumachen hatten, läßt den Gedanken an Lobrederei nicht aufkommen. Man hat im Gegenteil den Eindruck, als wollte er nicht viel Aufhebens machen.

Alles in allem gibt uns auch dieses Buch wieder das stolze Bewußtsein, daß unsre deutsche Jugend an Kriegstüchtigkeit und soldatischem Geist ihren Vätern nicht nachsteht, und in diesem Sinne müssen wir den Krieg in Südwest, so beklagenswert er an sich war, für ein Glück betrachten. Durch ihn haben auch Tausende deutscher Soldaten das Land kennen gelernt. Viele haben es zu ihrer neuen Heimat erwählt, die andern können zu Hause erzählen, daß Südwest besser ist als sein Ruf, daß es durch eine tüchtige weiße Bevölkerung zu einem Kulturlande werden kann zum Segen der deutschen Nation. In treffenden, herzlichen Worten gibt auch Bayer dieser Überzeugung Ausdruck. Wie er denkt, sagen am besten die prächtigen, unsern Kriegern gewidmeten Verse von Reinhold Fuchs, die er über das Kapitel gejezt hat, das von der Zukunft der Kolonie handelt:

Wenn im Land, das sie sterbend gewonnen,
Wo ihr Haupt sich erbleichend senkt,
Am mühsam erschlossenen Brunnen
Der Siedler die Herden einst trinkt,

Dann erbe, blondlockige Jugend,
Der kein Wilder die Heimstatt mehr stört,
Von den Toten germanische Tugend
Und den Geist, dem die Zukunft gehört!

Rudolf Wagner

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

„Niemand wird das Buch ohne großen geistigen Gewinn aus der Hand legen.“ (Das zwanzigste Jahrhundert) ooooooooooooooooooooo

ELEMENTARGESETZE DER BILDENDEN KUNST

Von **Hans Cornelius**. Mit 240 Abbildungen. Geheft. Mk. 7.—, gebund. Mk. 8.—.
Inhalt: Vorwort. Das Problem der künstlerischen Gestaltung, Erscheinung und Wirkung. Grundgesetze der Wirkung und Gestaltung. Allgemeine Einheitsbedingungen. Die Mittel zur Gestaltung der Einzelform. Die Mittel zur Gestaltung des Gesamtraums.
„Der Verfasser will mit seinem schönen Buche in weiteren Kreisen Klarheit darüber verbreiten, was die Kultur des Auges fordert, und hofft hiermit sowohl zur Beseitigung der Auswüchse moderner Kunstübung, als auch positiv zur Durchführung eines gesunden und zielbewußten Kunstunterrichts den Weg bahnen zu helfen. Der Unterricht des Buches ist durchaus praktisch, das Werk ist rückhaltslos zu empfehlen. Es befriedigt auch im höchsten Maße durch Papier, Druck und Schärfe der Abbildungen.“ (Schauen u. Schaffen)

GRUNDLAGEN EINER PRAKTISCHEN ÄSTHETIK

Ausführlicher Prospekt über dieses und andere kunstwissenschaftliche Werke umsonst u. postfrei vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig u. Berlin